

Die Schöpfung nutzen und bewahren

Sozialethische Überlegungen zur Nachhaltigkeit von Prof. Dr. Lothar Roos

I. Vom Fortschritt „ins Unendliche“ zur Erfahrung der Grenze

1. Die Fortschrittseuphorie

„Die der Menschheit zu Gebote stehende Produktionskraft ist unermesslich. Die Ertragsfähigkeit des Bodens ist durch die Anwendung von Kapital, Arbeit und Wissenschaft ins Unendliche zu steigern ... Das Kapital steigert sich täglich; die Arbeitskraft wächst mit der Bevölkerung, und die Wissenschaft unterwirft dem Menschen die Natur tagtäglich mehr und mehr.“ Diese Sätze von Friedrich Engels repräsentieren das in der Mitte des 19. Jahrhunderts allgemein herrschende Bewusstsein.

Wie kam es zu jener Fortschrittseuphorie, die jede Sorge um Nachhaltigkeit vergessen ließ? Der Philosoph Helmut Kuhn fasst die Beweggründe des neuzeitlichen Fortschrittsdenkens so zusammen: „Wie die Physik die Kräfte der Natur entbunden und nutzbar gemacht hat, so hat die moderne Marktwirtschaft die im Menschen schlummernden Kräfte des Wettbewerbs, die Demokratie Kräfte des Ehrgeizes entbunden. Eine zuvor nicht gekannte Dynamik, von Europa und den Vereinigten Staaten ausgehend, bemächtigte sich der menschlichen Geschichte.“

Die Zweifel am liberal-ökonomischen Fortschrittskonzept führten angesichts der „Sozialen Frage“ in der Mitte des 19. Jahrhunderts keineswegs zur Erschütterung des

Fortschrittsglaubens. Die Gegenbewegung von Friedrich Engels und Karl Marx ging sogar noch wesentlich weiter. „Ihr geheimer Antrieb ... ist der Glaube an die Vollendbarkeit der Geschichte.“

Auch die Erfahrung zweier Weltkriege hat an der Fortschrittseuphorie kaum etwas geändert. Der beispiellose wirtschaftliche Aufschwung der Nachkriegszeit und die damit verbundenen technischen Innovationen führten zu einem neuen Höhepunkt jenes Fortschrittsdenkens, dem alles machbar erschien.

2. Die Fortschrittskrise

Aber der Wind begann sich zunächst leise zu drehen. Zunächst nur literarisch: 1958 veröffentlichte der amerikanische Ökonom John Kenneth Galbraith sein Buch „Gesellschaft im Überfluss“. Er meldete erstmals Zweifel an, ob man den Wohlstand einer Gesellschaft an der rein zahlenmäßigen Zunahme des Sozialprodukts ablesen könne.

Ins öffentliche Bewusstsein drang das Problem der „Nachhaltigkeit“ allerdings erst 1972 mit dem berühmten Werk „Grenzen des Wachstums“, das der „Club of Rome“ veröffentlichte. Die Grundthese: Wenn es nicht gelänge, die fünf Faktoren Bevölkerungszunahme, Nahrungsmittelproduktion, Energieerzeugung, Rohstoffverbrauch und Umweltverschmutzung in ein Gleichgewicht zu bringen, sei das Ende der Fortschrittsgesellschaft abzusehen. Schließlich kam als dritte Kompo-

nente eine politische Umbruchssituation in den Blick, nämlich das Bewusstsein einer zunehmenden weltweiten Abhängigkeit aller von allen. Der erstmalige Einsatz der „Öl-Waffe“ im Anschluss an den „Jom-Kippur-Krieg“ (1973) machte auch der breiten Öffentlichkeit deutlich, wie krisenanfällig und verwundbar das System war.

3. Größe und Krise der Neuzeit

Die Neuzeit lässt sich beschreiben als vordem ungeahnte Entfaltung der Möglichkeiten menschlicher Ratio in den positiven Wissenschaften und deren Anwendung in Technik, Ökonomie und Politik. Die Teildisziplinen der Natur- und Humanwissenschaften hatten sich immer mehr ohne Rückbindung an philosophisch-ethische oder gar theologische Vorentscheidungen entwickelt und so die moderne Zivilisation hervorgebracht. Es galt die Devise: Was möglich ist, das wird auch verwirklicht, ohne weitere Rückfragen nach dem humanen Sinn des jeweiligen „Fortschritts“. Das neuzeitliche Wissenschaftsverständnis glaubte seine Rationalität in sich selbst zu tragen. Man hielt es nicht mehr für notwendig, sich der sittlichen Erlaubtheit seiner Unternehmungen vergewissern zu sollen.

Seit aber auf diesem Weg nicht nur Gutes, sondern mehr und mehr auch Bedrohliches und Böses möglich und wirklich werden, lassen sich Wert- und Sinnfragen aus dem Konzept der öffentlichen Vernunft nicht mehr ausklammern.

Somit sind die Wissenschaft sowie die ihre Ergebnisse verwertende Technik, Ökonomie und Politik wieder auf Ethik verwiesen, und, soweit man letzte ethische Entscheidungen nur in einem Transzendenzbezug des Menschen begründen kann, auf die Theologie. Gott hat den ihm neuzeitlich entlaufenden Menschen mit Hilfe der von diesem selbst gemachten Problem wieder eingeholt.

Auch wer dieser theologischen Reduktion nicht zustimmen mag, muss zugeben: Ohne Wertentscheidungen, wie immer man sie begründen will, gibt es keinen Ausweg aus der gegenwärtigen Fortschrittskrise. Damit sind wir beim Thema Nachhaltigkeit.

II. Nachhaltigkeit – ein neues Sozialprinzip?

1. Die klassischen Sozialprinzipien

Nach dem obersten Grundsatz der Soziallehre der Kirche muss der Mensch „Ursprung, Träger und Ziel“ sein. Und zwar der Mensch, der „von Natur aus auf Mit-sein angelegt und zugleich zu einer höheren Ordnung berufen ist, die die Natur übersteigt und die diese zugleich überwindet“ (*Personalität*).

Die Menschen können nur miteinander die Ziele ihres Lebens erreichen. Sie brauchen einander zunächst und fundamental in der Gemeinschaft der Familie, dann in der arbeitsteiligen Kooperation der Wirtschaft, sodann in der Schutz- und Rechtsgemeinschaft des Staates und schließlich in der religiösen Gemeinschaft des Glaubens. Das *Gemeinwohl* lässt sich bestimmen als die Summe jener unbedingt festzuhaltenden Werte, der zu ihrer Realisierung nötigen gesellschaftlichen Strukturen und der für beide aufzu-

bringenden persönlichen Haltungen (Tugenden), ohne die eine Gemeinschaft nicht existieren kann.

Da alle Menschen die gleiche Würde besitzen, würde diese verletzt, wenn man Menschen in existentieller Not einfach „ihrem Schicksal“ überließe. Dies würde gegen das *Solidaritätsprinzip* verstoßen. Es verlangt, dass jedermann die Mindestbedingungen für ein menschenwürdiges Leben gewährt bekommt. Das *Subsidiaritätsprinzip* klärt dabei die von unten nach oben aufbauenden Kompetenzen und Verantwortlichkeiten (Rechte und Pflichten) innerhalb einer Gesellschaft.

2. Nachhaltigkeit als neues Sozialprinzip?

Nachhaltigkeit ist kein neues, bisher vergessenes Sozialprinzip. Viel mehr stellt es eine Handlungsmaxime dar, zu deren Realisierung das Personprinzip und alle drei Sozialprinzipien aktiviert werden müssen. Richtig verstanden ist Nachhaltigkeit zunächst ein Anwendungsfall des Solidaritätsprinzips: Da Solidarität immer alle Menschen einbezieht, fordert Nachhaltigkeit ein gesellschaftliches Handeln, das allen heute und morgen lebenden Menschen zumindest ein Leben in Würde ermöglicht, soweit dies in unserer Hand liegt.

III. Kultur der „Nachhaltigkeit“

Ohne Zweifel beherrscht angesichts jüngster Ereignisse die Nachhaltigkeit der Energieversorgung das gesamte öffentliche Interesse. Davon abgesehen und eigentlich schon seit dem Beginn der „ökologischen“ Debatte reduzierte die öffentliche Diskussion die Sache der „Nachhaltigkeit“ auf die „Umwelt“ des Menschen. Ihn

selbst aber hatte sie allenfalls als Verursacher und Opfer von Umweltverschmutzung im Blick. Diese Reduktion ist typisch für das technizistische Verständnis der modernen Gesellschaft.

Man kann dies gut am Beispiel des Umgangs mit der AIDS-Epidemie veranschaulichen: Der entsprechende Dreisatz lautet: Die Wissenschaft soll endlich die Lösung finden, der Staat soll sie bezahlen, ich brauche mein Verhalten nicht zu ändern. Dies wäre sozusagen die ethische Nulllösung des Problems.

Mit diesem „Dreisatz“ lässt sich weder das AIDS-Problem noch das der Nachhaltigkeit lösen. Dazu bedarf es jenes Ansatzes, den Paul VI. bereits 1967 in der Sozialenzyklika *Populorum progressio* entfaltet: Die großen Probleme der Menschheit lassen sich nur dann richtig angehen, wenn man sie im Lichte eines „integralen Humanismus“ betrachtet, der nicht nur die technische und ökonomische, sondern auch die ethische und religiöse Dimension des Menschen und des gesellschaftlichen Zusammenlebens bedenkt. Auf dieser Basis hat Johannes Paul II. insbesondere in seiner Sozialenzyklika *Centesimus annus* (1991) den Weg aus der begrenzten Perspektive eines bloßen Umweltschutzes hin zu einer umfassenden „Humanökologie“ (39) aufgewiesen.

1. „Ur-Schenkung“ und „Ur-Sünde“

Der Mensch, „der mehr von dem Verlangen nach Besitz und Genuss als nach Sein und Entfaltung ergriffen“ sei, konsumiere „auf maßlose und undisziplinierte Weise die Ressourcen der Erde und selbst ihre Existenz“. Der „unbesonnenen Zerstörung der natürlichen Umwelt“ liege ein leider heute weit verbreiteter „anthropologischer

Irrtum“ zugrunde. Der Mensch sei inzwischen so weit, nicht nur „mit seiner Arbeit die Welt umzugestalten“, sondern sie im gewissen Sinn sogar neu zu „schaffen“. In dem Maße, wie er sich „an die Stelle Gottes“ setze, rufe er „die Auflehnung der Natur hervor, die von ihm mehr tyrannisiert als verwaltet wird“ (37). Sein zu wollen wie Gott, ist der tiefste Grund der Ursünde. Und der Versuch, in absoluter Autonomie, ohne auf Gott zu hören, die große Stadt bauen zu wollen, deren Turm bis zum Himmel reicht, endet darin, dass eine Ruine übrig bleibt (Turmbau zu Babel – Gen 11).

2. Wirtschaftsordnung der Nachhaltigkeit

Als sich die CDU 1993 ein neues Grundsatzprogramm gab, glaubte – damals noch bescheidenen – Erfolge der „Grünen“ dadurch überbieten zu können, dass man die „Soziale Marktwirtschaft“ durch die neue Formulierung „ökologische und soziale Marktwirtschaft“ ersetzte. Dabei hatte man vergessen, dass der Erfinder des Begriffs „Soziale Marktwirtschaft“, Alfred Müller-Armack, bereits 1959 erklärt hatte: Nachdem die Soziale Marktwirtschaft die versorgungspolitische Aufgabe erfolgreich gelöst habe, müsse in einer zweiten Phase die sinnvolle und lebensgemäße Gestaltung der gesellschaftlichen und natürlichen Umwelt im Vordergrund stehen.

IV. Handlungsfelder und Tugenden nachhaltigen Lebens

Das Ziel nachhaltigen Lebens besteht darin, die Erde zu einem Ort zu machen beziehungsweise zu erhalten, indem alle heute und morgen lebenden Menschen entsprechend den unverzichtbaren Bedin-

gungen ihrer Würde leben können. Welche Handlungsfelder und Tugenden sind dabei ins Auge zu fassen?

1. Die Handlungsfelder

Die verbreitete Debatte über Nachhaltigkeit ist meist sehr begrenzt zugeschnitten auf die Probleme eines nachhaltigen Wirtschaftens, gegenwärtig besonders auf das Problem einer nachhaltigen Energieversorgung. Nur eine umfassende, alle Dimensionen des Menschseins beachtende Sicht kann den angestrebten Zielen dienen. Folglich muss die Debatte über nachhaltiges Handeln auf jeden Fall folgende fünf grundlegende Handlungsfelder ins Auge fassen: zunächst die Familie (insbesondere die demografische Entwicklung und die davon abhängige Sicherung der Sozialversicherung); dann die Ordnung der Wirtschaft; weiter den Bereich des Rechtes und des Staates, insbesondere im Blick auf die national wie weltweit auszubauenden rechtlichen Absicherungen nachhaltigen Handelns; ferner die Technik mit ihren Chancen und Risiken und schließlich die Bedeutung von Ethos und Religion.

In all diesen Handlungsfeldern ist darüber nachzudenken, welche Ordnung der Werte man für richtig hält, wie die zu ihrer Verwirklichung nötigen sozialen Strukturen aussehen und welche persönlichen Tugenden erforderlich sind, um nachhaltigem Handeln zu dienen.

2. Vorgaben und Aufgaben

a) Welches Wachstum brauchen wir?

In einer endlichen Welt kann es kein unendliches Wachstum geben! Die eigentliche Aufgabe besteht darin zu klären, in welchen Berei-

chen wir wirtschaftliches Wachstum unbedingt brauchen und wo wir besser darauf verzichten sollten. Insofern gilt sicher, wie der Tübinger evangelische Theologe Klaus Scholder 1973 gegen die Thesen des „Club of Rome“ feststellte: „Nicht eine Begrenzung des Wachstums ist erforderlich, sondern eine – wenn auch gezielte Steigerung.“ Dabei ist allerdings genauer darüber nachzudenken, worin ein sinnvolles Wachstum besteht.

b) Nicht alles, was möglich ist, ist auch erlaubt

Der entscheidende Kern des Wandels, den wir in diesen Jahren und insbesondere in jüngster Zeit erleben, besteht wohl darin: Am Horizont der Geschichte zeichnete sich das Ende jenes naiven Säkularismus ab, der im wissenschaftlich-technischen und ökonomischen Fortschritt als solchem einen absoluten Wert erblickte. Seit dem aber die Menschheit Selbstmord begehen kann – mit einem Schlag durch den Atomkrieg, auf Raten durch die Umweltzerstörung – ist klar: Wissenschaft und Technik können ethische Fragen nicht mehr ausklammern.

c) Es geht nicht ohne „sozialen Ausgleich“

Eine Soziale Marktwirtschaft unterscheidet sich von einer bloß liberalen dadurch, dass sie nicht nur das Ziel der wirtschaftlichen Freiheit, sondern auch das des sozialen Ausgleichs akzeptiert. Heute ist zu bedenken, was „sozialer Ausgleich“ unter globalen Bedingungen bedeutet. Das Postulat einer nachhaltigen Entwicklung, das die für das Leben aller Menschen notwendigen Ressourcen nicht unwiederbringlich verbraucht, lässt sich wohl kaum in der Form bewerkstelligen, dass der Lebensstandard

der heute reichsten Gesellschaften weltweit zum Maßstab wird. Dies würde – grob geschätzt – eine Ver-sechzigfachung der heutigen Welt-industrieproduktion voraussetzen. Solches wäre ökologisch und im Sinne der Nachhaltigkeit unverantwortlich. Angesichts einer zu-nehmend offenen Weltwirtschaft dürfte klar sein, dass es für die rei-chen Gesellschaften nicht ohne wirkliche Opfer abgeht.

3. Tugenden der Nachhaltigkeit

Um in den aufgezeigten Hand-lungsfeldern tatsächlich „nachhal-tig“ zu handeln, bedarf es bestimmter Tugenden, von denen drei herausgestellt werden sollen:

a) Demut als Anerkennung von Grenzen

Es ist dem Menschen angeboren, intentional unendlich zu denken und zu streben. Aber es ist ihm als endlichen Geschöpf genauso ab-verlangt, die tatsächlichen Gren-zen seiner Möglichkeiten einzusehen und entsprechend zu leben. Unerlaubte Grenzüberschreitungen liegen jedenfalls dann vor, wenn die jetzt lebende Generation die Lebensmöglichkeiten künftiger Generationen nur um des „immer größer“, „immer weiter“, „immer schneller“ willen unverantwortlich begrenzt. Zu einer entsprechenden Demut gehört auch der Mut zur bewussten Rücknahme von unverantwortlichen Grenzüberschreitungen, sobald man sich derer be-wusst wird.

b) Die Lebensnotwendigkeit der Askese

Askese, wie wir sie gerade auch als Christen in der Fastenzeit verste-hen, ist Einübung (Training) in das

jeweils Bessere. Dabei geht es da-rum, schlechte Gewohnheiten ein-zudämmen und die Bereitschaft zum Besseren einzuüben. Dies gilt auch für die übermäßige Inan-spruchnahme staatlicher Leistun-gen, an die wir uns in vieler Hin-sicht gewöhnt haben. Joseph Höff-ner schrieb 1980: „Viele meinen: Der Staat kann alles, und er kann alles besser.“ Askese heißt Ein-schränkung unserer bisher prak-tisch unbegrenzten Erwartungs-haltungen, insbesondere gegen-über dem Staat. Die Zeiten der Gefälligkeitsdemokratie und der kostspieligen Reformexperimente sollten zu Ende sein. Die in die Verfassung aufgenommene Schuldenbremse zeigt, dass die Einsicht dafür wächst.

c) Die moralischen Ressourcen

Ob es gelingt, den Gedanken der Nachhaltigkeit tatsächlich in kon-kretes politisches Handeln und persönliches Verhalten umzuset-zen, hängt wesentlich davon ab, wie nachhaltig die moralischen Ressourcen unserer Gesell-schaft sind. Je unmoralischer eine Gesell-schaft wird, desto lauter schreit sie nach dem Staat, desto teurer wird dieser und desto weniger kann er für sie tun. Wenn man für jeden Steuerhinterzieher einen Steuer-fahnder, für jeden Schläger einen Polizisten, für jeden Kinderporno-grafen einen Detektiv als Aufse-her bezahlen muss – und nur so die Gesellschaft einigermaßen „in Ordnung“ zu halten wäre – dann ist deren Zusammenbruch abzuse-hen.

Ein Staat ohne Moral ist unfinan-zierbar, zumal dann, wenn ein Pro-gramm der Nachhaltigkeit noch größere Abstriche an bisher selbst-

verständlichen Gewohnheiten er-forderlich macht.

d) Der Sinn für das Ganze

Die großen Leistungen der Neu-zeit sind durch Differenzierung und Spezialisierung der Wissen-schaften zustande gekommen. Da-bei haben sich diese – zunächst ver-ständlich – immer mehr autonom, das heißt ohne Blick auf das Ganze, insbesondere die Ethik und die Theologie, entwickelt. Dies konnte so lange gut gehen, als die damit gewonnenen Ergebnisse und Verhaltensweisen nicht die Substanz des menschlichen (Über-)Lebens berührten. Diese Schwelle ist inzwischen überschrit-ten. Es kommt nun darauf an, das Denken in den Kategorien der Na-turwissenschaften mit der sozial-wissenschaftlichen „Suche nach Wirklichkeit“ (Helmut Schelsky), mit den Einsichten einer philoso-phisch-theologischen Anthropolo-gie und Weltsicht zu verbinden, um auf dieser Basis zu überlegen, was die nachhaltige Weiterentfal-tung heutiger nationaler und menschheitlicher Kultur erforder-lich macht.

Wir sind heute in einer Situation angekommen, in der das Überleben und das gute Leben aller davon ab-hängt, ob wir bereit sind, uns der Wahrheit über das Ganze des Menschen und seiner Welt, und das, was diese „im Innersten zu-sammenhält“, zu stellen. Darin liegt eine neue Chance, aber auch eine ungeheuer verantwortungs-volle Aufgabe. Nur so können wir Schritt für Schritt eine Kultur der Nachhaltigkeit entwickeln.

Gekürzter Vortrag auf der BKU-Frühjahrstagung in Speyer am 1. April 2011.

Impressum:

Die Grünen Seiten erscheinen als Dokumentationsdienst im BKU-Journal des Bundes Katholischer Unternehmer e.V. · Georgstraße 18 · 50676 Köln
Tel. 0221/27237-0 · Fax 0221/2723727 · E-Mail: unterberg@bku.de · www.bku.de · Redaktion: Peter Unterberg · ISSN 1865-4576